



Lieder Deutsches Heimatblatt



Nr. 114

Mitteilungsblatt der Männer vom Morgenstern
Heimatbund an Elb- und Wesermündung, e. V.

Juni 1959

Die Hafensforts von Alt-Bremerhaven

Ihre Geschichte beginnt mit der Franzosenzeit - Es gab drei Forts

Vor wenigen Jahren wurde in den Anlagen am Bremerhavener Leuchtturm eine mit Monogramm und Krone verzierte Sandsteinplatte aufgestellt. Sie hatte jahrzehntlang in den Speckenbütteler Parkanlagen ein Dornröschendasein geführt. Man wußte zwar noch, daß es sich um den Portalstein eines alten Bremerhavener Forts handelt. Da aber den meisten Bremerhavenern nur das „Fort Wilhelm“ ein Begriff war, hatte sich allgemein die Ansicht festgesetzt, daß der Stein dereinst den Eingang dieses Forts geschmückt habe. Tatsächlich wurden die Bremerhavener Häfen im letzten Jahrhundert nicht durch ein einziges, sondern — wenn auch nicht gleichzeitig — durch drei Forts geschützt. Dem jüngsten dieser Forts, das unter der Regierung Georgs V. von Hannover erbaut wurde, entstammt der erwähnte Portalstein. Die „Schnörkel“, mit denen er versehen ist, bedeuten denn auch G V R, d. h. „Georg V. Rex“.

Die Geschichte der Bremerhavener Forts beginnt mit der Franzosenzeit. An derselben Stelle, an der jene Batterie gestanden hatte, deren Besatzung nach dem mißglückten Aufstand der Leher und Wurster und der „Schlacht“ an der Leher Brücke von den Franzosen fusiliert wurde, errichtete die hannoversche Regierung — sie hatte sich in dem Staatsvertrag mit Bremen die militärische Besetzung und Verteidigung des Hafenorts vorbehalten — in den dreißiger Jahren zum Schutz des im Entstehen begriffenen „Bremer Hafens“ an dessen Einfahrt nördlich der Geestemündung ein Fort. Man benannte diese „hannoversche Batterie“, wie sie meistens genannt wurde, nach dem englischen König William IV Henry. Er war der letzte Hannoveraner auf dem englischen Thron. Zwar hatte ihn seine Geliebte, die Schauspielerin Dora Jordan, nach und nach mit nicht weniger als zehn Kindern beglückt. Aber seine einzige legitime Tochter starb bald nach der Geburt. Deshalb folgte dem König seine Nichte Victoria auf dem englischen Thron, indes der hannoversche Thron seinem Bruder Ernst August zufiel.

Dem Bau des Forts lag in erster Linie der Entwurf einer „Küstenbatterie“ zugrunde, der anscheinend von dem Erbauer des Alten Hafens, J. J. van Ronzelen, stammt und noch im Bremer Staatsarchiv verwahrt wird. Die Bauarbeiten

selbst, mit denen im Sommer 1830 begonnen wurde, lagen in Händen des Ingenieur- und Stabskapitän E. A. Oppermann. Die in den Jahren 1830 bis 1834 aufgewendeten Baukosten beliefen sich auf 87 097 Rth 13 Groschen. Das Fort wurde hüfelförmig angelegt und bot Schutz nur gegen einen Angriff von der Flußseite. Es war bestückt mit 20 Kanonen, 8 24-Pfündern, je 4 18- und 12-Pfündern und 2 6-Pfündern. 2 weitere 12-Pfünder dienten als Reserve. Die Geschütze standen in den gewölbten Kasematten.

Indes schon bei der ersten Probe stellte sich heraus, wie ein Zeitgenosse, der Langener Gemeindevorsteher Lühr Immen, in seinen Aufzeichnungen vermerkt, „daß die Kanonen nicht gebraucht werden dürften, da das Mauerwerk nach dem Urtheile kriegserfahrener Sachverständiger viel zu schwach, auch gleich Risse bekommen hatte und die Erschütterung nicht ertragen konnte, um nicht zusammenzustürzen; dazu waren die Räume gleich voll Pulverdampf gewesen, so daß die Mannschaften sich nicht haben sehen können. Ein paar Freigatten wären im Stande gewesen, das stolze Festungswerk nach einigen gut getroffenen Breitseiten in Trümmer zu legen. Das Fort war viel zu niedrig erbaut, höchst ungesund, die Mannschaften bekamen viel die Augenkrankheit“.

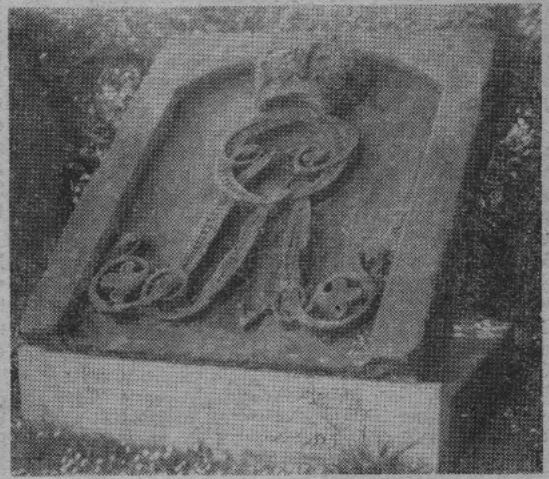
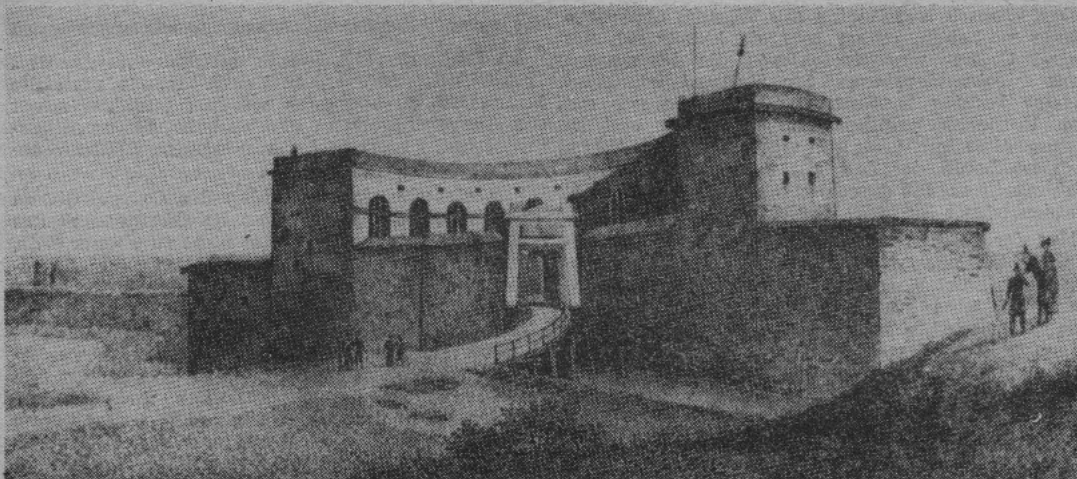
Die Besatzung des Forts, mit dem seit 1856 ein Exerzierplatz von 2 ha Größe verbunden war, mußte unter solchen Umständen häufiger abgelöst werden. Die Ersatztruppe rückte zu Fuß aus ihrer Garnison heran. Dabei wurde sie üblicherweise in Hagen einquartiert, bis die Hagener, wie H. Schriefer in seinem Buch „Hagen und Stotel“ zu berichten weiß, durch eine Beschwerde erreichten, daß an dieser ihnen lästigen Verpflichtung die umliegenden Dörfer, Bramstedt, Dorfhagen und Kassebruch, gebührenden Anteil nahmen.

Die Bremerhavener dagegen sahen das Fort mit anderen Augen an, zumal Kommandant und Besatzung an ihrem Freud und Leid regen Anteil nahmen. So legte an einem der großen Tage des jungen Bremerhaven, dem 19. Juni 1847, an dem der Raddampfer „Washington“ von Amerika auf der Weser eintraf, das Fort reichen Flaggenschmuck an und begrüßte den Ankömmling mit kräftigem Kanonendonner.

Zwei Jahre später sollte ein besonderer Anlaß den Bremerhavenern Gelegenheit geben, ihre Verbundenheit mit dem Fort und seiner Besatzung ihrerseits unter Beweis zu stellen. 1849, am Geburtstag des Königs von Hannover nämlich, weigerte sich die Besatzung der Batterie, das Hoch auf den Landesherrn auszubringen, weil sie — berechtigterweise — an seiner demokratischen Gesinnung Zweifel hegte. Das vertrat sich zwar wenig mit der militärischen Disziplin. Aber die Bremerhavener Bürger erkannten solchen Mannesmut vor Königsthronen durch eine dreifache Hoch auf die Demonstranten und ein Fäßchen Wein für den Abend des Geburtstags an.

Hatte die hannoversche Batterie vorwiegend dem Schutz des Bremer Hafens dienen sollen, so verdankte ein weiteres Fort, die sog. Dockbatterie, seine Entstehung der Stationierung der deutschen Bundesflotte in der Geestemündung und den Bremerhavener Häfen und der Sorge vor einem Handstreich von dänischer Seite. Nördlich und südlich vom Eingang zum Neuen Hafen wurden 1848 in Eile zwei Strandbatterien aufgeworfen. Für die eine steuerte Preußen einige Kanonen aus Minden bei. Die andere wurde von Hannover bestückt. Zwar griffen die Dänen, deretwegen man diese Vorsichtsmaßnahme traf, nicht an. Als die Stationierung der ersten deutschen Bundesflotte in Bremerhaven beschlossen wurde, hielt man aber doch eine weitere Verbesserung der Befestigungen an der Weser für nötig. So kam es 1849 zum Bau der sog. Dockbatterie an der Nordseite der Einfahrt zum Neuen Hafen, eines mit rechteckigem Grundriß angelegten Forts mit 8 schweren Geschützen, die in Rönnebeck gegossen wurden. Zunächst als Bundeseigentum betrachtet, wurde die neue Befestigungsanlage aber schon nach kurzer Zeit an Hannover übertragen.

Indessen stellte sich heraus, daß auch dieses Fort nicht allzu leistungsfähig war und daß mit ihm allein die Nordseite des Neuen Hafens nicht zu schützen war. Hannover entschloß sich deshalb in den Jahren 1863/64 zum Bau eines weiteren Forts, des sog. Turmforts. Das Bauwerk fand seinen Platz am Nordende des Neuen Hafens hinter dem Deich in der Gegend der heutigen Schleusenstraße. Die hannoversche Ständeversammlung bewilligte für



So sah das Fort Wilhelm zu Bremerhaven aus. Einen würdigen Platz fand der Portalstein vom hannoverschen Turmfort (am Nordwestende des Neuen Hafens) in den Anlagen nahe dem Bremerhavener Leuchtturm.

den Bau einen Betrag von 80 000 Th. Der Vorschlag wurde aber erheblich überschritten. Die Kosten des Baus beliefen sich schließlich auf über 100 000 Th.

Seiner Form nach ähnelte das Turmfort dem Fort Wilhelm, wenn auch die Geschütze frei standen, und zwar oberhalb der Gewölbe, durch Erdwälle geschützt. Auch im übrigen erinnerte manches an das älteste Bremerhavener Fort. Lühr Immen bezeichnet die Batterie als ein ungesundes und feuchtes Loch. Sie erhielt denn auch nie eine Besatzung.

Unter solchen Umständen war Preußen im Jahre 1866 die Arbeit in Bremerhaven nicht allzu schwer gemacht. In seiner Geschichte Bremerhavens gibt uns Georg Bessel von den damaligen Vorgängen eine anschauliche humorvolle Schilderung: „Am 16. Juni erhielt Hannover die Kriegserklärung, am 17. war die Hauptstadt besetzt, am 19. nachmittags 4 Uhr wehte (wie auf der Dockbatterie und dem Turmfort) auch auf dem Fort Wilhelm die preußische Flagge, und auf der Reede lagen die preußischen Kriegsschiffe „Arminius“, „Loreley“ und „Jade“. Aber den welfischen Kronschatz konnten sie nicht mehr anhalten: er war bereits von Geestemünde aus nach England in Sicherheit gebracht. Auf dem Fort Wilhelm wollte der Kastellan Herbst, der nach dem Abzug der Truppen allein

zurückgeblieben war, die hannoversche Waffenehre dadurch retten, daß er dem Einlaß begehrender Feinde erklärte, nur über seine Leiche führe der Weg ins Fort. Aber der preußische Hauptmann war so wenig militärisch, daß er dem alten Herrn freundlich entgegnete, er zöge eine Besitznahme ohne Blutvergießen vor, wodurch denn, wie es scheint, der Preußenhaß des Kastellans etwas besänftigt wurde.“

Als bald nach dem Krieg begann Preußen mit der Errichtung der neuen Weserforts bei Brinkamahof und auf dem Langlütjensand. Das Gelände der drei wertlosen Bremerhavener Befestigungen gab es im März 1868 an Bremen zurück. Bei einer Erweiterung des Neuen Hafens im Jahre 1870 wurde die Dockbatterie beseitigt. Die Steine des Turmforts fanden beim Bau des Kaiserhafens nützliche Verwendung. 1874 wurde auch das Fort Wilhelm abgebrochen. Die Stätte, an der es gestanden hatte, bildete noch Jahrzehnte später einen beliebten Tummelplatz für die Jugend. Die letzte Kanone, die dort ein einsames und vergessenes Dasein fristete, hat mancher noch heute lebende Bremerhavener in seiner Kinderzeit mutig bestiegen. Für die meisten von ihnen blieb sie das einzige Streitroß ihres Lebens.

Dr. Benno Eide Siebs

Hundert Jahre „neues Cappel“

Harter Kampf gegen den „roten Hahn“

Noch war die verheerende Brandkatastrophe des Jahres 1810, der mit Ausnahme des Turmes die ganze Kirche einschließlich des nicht wieder aufgebauten Chorhauses zum Opfer fiel, bei den älteren Leuten in lebhafter Erinnerung, als der Ort erneut schwer vom „roten Hahn“ heimgesucht wurde. Während in der Franzosenzeit das Unheil von der vergessenen Feuerkiese des Kantors auf der Orgelempore ausging, waren es am 5. Juni 1857 hinter der alten Schule lagernde Holzabfälle vom Neubau Schleyer (jetzt Schlichting), die sich angeblich an noch glühender Asche aus dem Organistenhause entzündeten. Ob auch diesmal der Name des Orgelspielers wirklich zu Recht mit der Entstehungsursache in Zusammenhang gebracht wurde oder ob dadurch nur von einem anderen Verdacht abgelenkt werden sollte, blieb ungeklärt. Ehe man sich versah, standen die leichtfertig aufgeschichteten Bauholzreste und das nahe Schulgebäude in hellen Flammen, und mit rasender Geschwindigkeit griff das entfesselte Element nach drei Richtungen hin auf die eng aneinander gebauten Strohdachhäuser über.

Der Vater des noch lebenden Zimmermeisters Rüther hatte am gleichen Tage — es war am Freitag nach Pfingsten — bereits kurz nach vier Uhr das im tiefsten Frieden liegende Dorf verlassen, um auf seinem Moorgrundstück bei Wanhöden Torf zu graben. Um die Mittagszeit sah er zu seiner Besorgnis immer bedrohlicher werdende Rauchwolken hinter der Hohen Lieth aufsteigen und machte sich, das Schlimmste befürchtend, eilends auf den etwa 10 km langen Heimweg. Als der zu überquerende Geestrücken endlich den Blick in die Wurster Marsch freigab, bemerkte der um seine Habe bangende Torfgräber mit Schrecken, daß er sich in der Richtung nicht geirrt hatte. Die ganze Cappeler Dorfwurt glich einem wild lodernen Flammenmeer, dem nur die etwas abseits stehende Kirche mit dem alles überragenden Turm zu trotzen schien. Unaufhörlich schallte der dumpfe Dreiklang der großen Sturmglocke über das Land. Auch in den Nachbardörfern wurde Feueralarm gegeben, und von allen Seiten strebten Hilfsbereite und Neugierige der Unglücksstätte zu.

Völlig außer Atem fand Rüther nach mehr als einstündigem Lauf sein Anwesen am Ostrand der Wurt zwar vorsorglich ausgeräumt, aber noch unversehrt vor. Hilfsbereite Nachbarn hatten vor der großen Eingangstür einen mit Wasser gefüllten Schweinebrütrog aufgestellt, aus dem mit Wurf-schaukeln der durch die brennende Pfarrscheune besonders gefährdete Strohgiebel unter Wasser gehalten wurde.

Infolge günstiger Windverhältnisse gelang es, auch am Südausgang des Ortes und am Friedhofseingang dem Feuer Einhalt zu gebieten. Die Kirche blieb unbeschädigt und ebenso, bis auf einige angeglühte Dachsparren, das bereits erwähnte und wenige Tage zuvor gerichtete Geschäftshaus Schleyer.

Als am Abend der Küster nachdenklicher als sonst die Betglocke läutete, lagen die wichtigsten Gebäude der Rundsiedlung in Asche: das 90 Fuß lange Pastorenhaus und eine Getreidescheune, die Kantorei mit einer vom Organisten unterhaltenen Privatschule, die Gemeindeschule einschließlich Lehrerwohnung, die Schlachtereier und Schankwirtschaft Tants (jetzt Berghorn) und das 1830 verkaufte zweite Pfarrhaus (damals Sibberns, später Tants).

Die abgebrannten Gebäude waren durchweg 100 Jahre alt oder darüber und boten nicht die Be-

quemlichkeiten der heutigen Zeit. Wer würde sich noch wohl fühlen in einer Schlafbutze, die sich im Pfarrhause aus raumsparenden Gründen nur wenige Fuß über schnatternden Stallenten befand?

Der damals amtierende Geistliche, Pastor Zeidler, der erst drei Wochen zuvor die Pfarre übernommen hatte, zog nach Midlum, wo ihm von einer später nach Amerika ausgewanderten Familie im Ortsteil Bosenbüttel Wohn- und Amtsräume zur Verfügung gestellt wurden. Mit Hilfe seines Sohnes war es ihm gelungen, das Pfarrarchiv in Sicherheit zu bringen. Nur das älteste Kirchenbuch aus den letzten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts galt als vernichtet. Es kam aber nach dem zweiten Weltkrieg unter alten Akten wieder zum Vorschein!

Von der durch den Brand entstandenen Möglichkeit, das Ortsbild aufzulockern, wurde aus Sparkeitsgründen nur wenig Gebrauch gemacht. Ein Vorschlag von Pastor Zeidler, das Pfarrhaus etwas abseits auf der unbebauten Wurt zu errichten, auf der vor einigen Jahren der neue Friedhof angelegt wurde, und das Pfarrondel als Schulgrundstück zu benutzen, fand wenig Beachtung. Der Seelsorger müsse auch in Zukunft auf dem angestammten Platz im Mittelpunkt der Ortschaft wohnen, argumentierte man.

Die dringlichste Aufgabe war der Bau einer neuen Schule, da die zunächst gemieteten Räumlichkeiten im alten Hause Schmelke am Kirchenpfad unzulänglich waren. Die Aufräumung der Brandstätte erfolgte unter der Aufsicht von Kirchenvorstandsmitgliedern durch „Mahnarbeit“, zu der die Gemeindeglieder nur verpflichtet waren, wenn die Aufforderung vor Sonnenuntergang des Vortages erging. Die Einwohner von Niederstrich, Altendeich und Neufeld, die eigene Schulbezirke hatten, verweigerten jedoch die Teilnahme. Selbst als Zwangsmaßnahmen in Aussicht gestellt wurden, blieben drei Personen, darunter zwei streitbare Witwen, unnachgiebig. Eine davon erklärte, nur schriftliche Aufforderung sei bindend, und gleichzeitig ließ sich ein Kirchenvorsteher durch ein ärztliches Zeugnis von der Arbeitsunfähigkeit befreien, da diese seiner Gesundheit nachteilig sei. Nach einer Anfrage beim königlichen Konsistorium wurde der Beschluß gefaßt, auf Kosten der Säumnigen zwölf Fuder Steine vom Cappeler Tief anfahren zu lassen.

Der Wunsch, vor Beginn des Winters eine neue Schule zu haben, schlug fehl, da hinsichtlich der Platz-, Größe- und Kostenfrage die Meinungen stark auseinandergingen. Ein Entwurf von Baumeister Ludwig in Geestemünde wurde nur mit dem Vorbehalt gebilligt, daß er kleiner und im ganzen einfacher gestaltet werden müsse. Wenn auch im Laufe der Zeit mit einer Erhöhung der Schülerzahl auf 150 gerechnet wurde, sah man zwei Klassenzimmer für je 75 Kinder als ausreichend an.

Nur der geschäftstüchtige Besitzer des „Konventhauses“, Sibberns, der nicht nur Land- und Schankwirtschaft betrieb, sondern auch eine Branntweinbrennerei, eine Matzdarre und einen Kalkofen unterhielt, brachte es schon im gleichen Jahre zu einem 30 Meter langen Neubau.

Mehr Schwierigkeiten hatte die Familie Tants, die ihren Besitz nicht oder nur gering versichert hatte und in den umliegenden Ortschaften um Brandspenden bitten mußte. Besondere Freigebigkeit wurde hierbei den Sievernern nachgesagt, die nicht ahnten, daß sie genau zwei Wochen später selbst von einem noch größeren Dorfbrand heimgesucht würden.

Dr. Erich von Lehe 65 Jahre

Am 13. Juni 1959 hat der Vorsitzende des Herausgabeausschusses unseres Heimatbundes das 65. Lebensjahr vollendet. Da er aus einer alten Hofbesitzerfamilie in Padingbüttel im Lande Wursten stammt und sein Vater, der Ökonomierat Erich von Lehe, jahrzehntelang Vorsitzender der Männer vom Morgenstern war, ist bei ihm schon in der Kindheit das Interesse für die Geschichte der Heimat geweckt worden. Er wurde Historiker, studierte an den Universitäten Heidelberg, Berlin, Jena, München und Göttingen, wo er bei Karl Brandt mit einer Arbeit „Grenzen und Ämter im Herzogtum Bremen“ promovierte. Nach Absolvierung des Lehrgangs für den wissenschaftlichen Archivdienst in Berlin-Dahlem trat er 1927 in den Dienst des Staatsarchivs Hamburg, zunächst als wissenschaftlicher Hilfsarbeiter, dann als Archivrat und Oberarchivar. Eine Reihe von Jahren hat er das Archiv geleitet.

Auf seine Verdienste um die Geschichte Hamburgs kann hier nicht eingegangen werden. Es ist auch nicht möglich, hier alle seine Arbeiten aufzuzählen, die das Morgensterngebiet, vor allem das Land Wursten und das Kloster Neuenwalde, betreffen. Erwähnt werden muß aber seine grundlegende Abhandlung über die kirchlichen Verhältnisse in Hadeln und Wursten vor der Reformation, die 1930 im Jahrbuch 24 der Männer vom Morgenstern erschien. Für die „Kunstdenkmale des Kreises Wesermünde“ schrieb er die Geschichte des früheren Kreises Lehe und seiner Ortschaften. Als Mitherausgeber und Bearbeiter des geschichtlichen Teils des Werkes „Ein Turm und seine Insel“ hat er sehr viel dazu beigetragen, daß die Insel Neuwerk in einer vorbildlichen Monographie beschrieben worden ist.

Um den Morgenstern hat sich Erich von Lehe aber nicht nur durch die zahlreichen wertvollen Aufsätze in den Jahrbüchern und im Heimatblatt sowie viele — stets sehr gründlich vorbereitete und fesselnde — Vorträge auf Tagungen verdient gemacht, sondern vor allem durch die Leitung des Herausgabeausschusses, die er 1936 übernahm. Wenn unser Jahrbuch in der wissenschaftlichen Welt seinen guten Ruf bewahren konnte, so haben wir dies vor allem ihm zu verdanken.

Durch häufige Besuche in seiner Heimat hat er auch die persönliche Verbindung mit dem Heimatbund aufrechterhalten und vielen Morgensternern uneigennützig mit Rat und Tat geholfen. An den Vorarbeiten für die Einrichtung des Hadler Kreisarchivs in Otterndorf war er maßgebend beteiligt. Möge der Jubilar in Gesundheit und Frische seine Arbeit im Dienste der Heimat fortsetzen und vollenden.

W. Lenz

Vom Wildreichtum unserer Gegend in der guten alten Zeit

Aus der Chronik des Claus Harmen Baltzer von der Lieth zu Alstedt von 1678: Was ich . . . von Wildtwerk am meysten in einem Jahre gefangen ist:

von Hirschen	1
von wilde schweine	24
von Hasen	120
von Rehen	8
von Birckhüner	96
von Feldthüner	3000
von Gansen	8
von Ahnten	17

NB. Weill das gehege zu Bremervörde nicht mehr imstande, als sindt die Hirsche und Rehe sehr Rare, von schweinen ist auch wenig mehr zu Hören, sonst habe ich mir von meinem Sehl. Grohs Vatter Claus von der Lieth sagen lassen, dabs er bis 13 a 14 Hirsche in einem Jahre geschossen, aber solche Zeit wirdt schwerlich wieder kommen.

-e-

Im Frühjahr 1858 konnte mit dem Bau der drei „geistlichen“ Häuser, zu denen damals noch die Schule zählte, begonnen werden, nachdem zuvor die Ausverdingung in den zu Lehe, Dorum, Ritzebüttel und Otterndorf erscheinenden Blättern angezeigt worden war.

Erst als man den Vorschlag des Ortsgeistlichen befolgte, die Lehrerwohnung im Obergeschoß des Schulhauses zu errichten und nicht zu ebener Erde, konnte eine notwendige Vergrößerung des „Spielplatzes“ erreicht werden.

Anfang August 1858 konnte die Abnahme der kirchlichen Gebäude ohne Beanstandung erfolgen, aber bereits innerhalb der zweijährigen Einspruchsfrist wurden durch hinzugezogene Sachverständige kleinere Mängel festgestellt. Die Backöfen des Pfarrers und des Organisten bekamen — auch ohne Bombeneinwirkung — Risse und der Seelsorger „erinnert“ daran, daß drei Jahre nach dem Brande die Ruine der nicht wieder aufgebauten Pfarrscheune noch immer nicht beseitigt sei.

Hermann Aller, Cappel-Neufeld

Die abenteuerlichen Schicksale des Rektors Christoph H. Ficker

Die Altenbrucher Lateinschule um die Mitte des 18. Jahrhunderts

Die Inhaber des Rektorats waren bis zu seiner Aufhebung im Jahre 1904 fast ausschließlich Theologen; auch das Kantorat war bis 1783 meist von Theologen besetzt. Aber es befanden sich unter seinen Inhabern im 17. Jahrhundert mehrere, die sich in ihrer Unterschrift unter die Vokationsurkunde als Studenten oder Kandidaten der Philosophie bezeichneten, einer fügt seiner Namensunterschrift die Bezeichnung S. S. Theol. et Musices Studiosus an, und einer war Student und zugleich Kaiserlicher Notar; er verwaltete das Kantorat 16 Jahre, bis zu seinem Tode (1652).

Die Lateinische Schule in Altenbruch stand einst in hohem Ansehen. Johann Martin Müller, der Otterndorfer Rektor und Verfasser des „Gelehrten Hadeln“ (1754) — selbst eine kurze Zeit Rektor in Altenbruch (1749) — nennt in dem erwähnten Buch eine Reihe tüchtiger, gelehrter Männer, die aus der Altenbrucher Lateinschule unter den Rektoren Costede (1692–1716), Bulle (1716–1737) und Niemeyer (1737–1740) hervorgegangen waren, und der Schultheiß Johann Beym Graben schreibt in einem Brief an den nach Otterndorf gehenden Rektor Müller am 25. November 1749, „daß in den vorigen Zeiten ein großer, wenn nicht weit stärkerer numery dagewesen sey, auch solche Leute sogleich von hier nach universitäten gegangen sind“. Müller selbst gibt die Zahl seiner Lateinschüler mit etwa 30 an, darunter waren Auswärtige, sogar Hamburger, die bei ihm wohnten.

Allerdings, als Müller 1749 das Rektorat übernahm, hatte die Schule einen Tiefstand erreicht, und zwar durch das Verschulden der beiden „Präzeptores“, des Rektors Wortmann und des Kantors Held; beide hatten ihr Amt im Jahre 1744 angetreten. Ihr dienstliches und außerdienstliches Verhalten gab zu so schweren Beanstandungen Anlaß, daß beide vom 20. März bis 12. Juni 1747 vom Konsistorium des Landes Hadeln vom Dienst suspendiert wurden und der Organist Osterndorf ihre Amtsgeschäfte mit übernehmen mußte. „Wir beide Superintendenten taten das Unsrige mit Bestrafen und Ermahnen“, heißt es im Superintendentenbuche. Der Bericht schließt: „Da sie nun beyde Beßerung angelobten, wurden sie restituirt nach verfloßner Zeit der Suspension.“

„Gott gebe, daß sie sich mögen bessern!“

Dieser Wunsch war erfolglos; denn aus dem Jahre 1748 steht im Superintendentenbuche folgende Eintragung: „Im Augusto suchte der Rector Wortmann Altenbruch seine dimission, die Er auch gern erhielt. Dieser Rath war ihm gegeben. Seine Ausführung war letzthin so schlecht gewesen, daß Er sollte removirt werden.“

Gegen den Kantor Held stellten die Provisoren in einer umfangreichen Eingabe im Jahre 1749 den Antrag auf Entlassung aus dem Amte; sie erhoben in detaillierter Weise zahlreiche schwerwiegende Vorwürfe gegen ihn. Allein er ist bis zu seinem Tode (1756) im Amte verblieben, und die Provisoren waren so großzügig, nach seinem Tode seiner Witwe auf deren Antrag eine Unterstützung zu gewähren.

Die Tätigkeit des Rektors Müller in Altenbruch blieb nur eine Episode. Man hatte große Hoffnungen auf ihn gesetzt und war bitter enttäuscht, als er es bereits nach einem halben Jahre vorzog, nach Otterndorf zu gehen. Ein umfangreicher Briefwechsel aus diesem Anlaß zwischen dem Rektor Müller und dem Schultheißen Beym Graben bezeugt die Enttäuschung der Altenbrucher; die Briefe Müllers sind in einem sehr schwulstigen Stil gehalten. „Mein Herz schwimmt in Tränen“, beginnt der erste. Johann Beym Graben antwortete polemisch, ironisch, ja sarkastisch. Die wenigen Monate der Amtstätigkeit Müllers hatten nicht ausgereicht, um das Ansehen und die Leistungsfähigkeit von „Dero ehe dessen so berühmte gewesener, nunmehr aber, leider! ganz verfallener Schule“ (Brief des Pastors Langenbeck-Osterbruch an die Provisoren in Altenbruch) nachhaltig zu heben; denn Müllers Nachfolger, der Rektor Johann Israel Gottlieb Büttner, ließ die Lateinschule weiter verfallen. Zweimal wurde er wegen Amtsvernachlässigung und respektwidrigen Betragens suspendiert, 1756 auf zwölf Wochen und 1757 auf ein halbes Jahr.

... schlug ihm die Perücke vom Kopf ...

„Als der Superintendent Langenbeck 1757 den Kantor Tönnies (später Pastor in Wanna und Neuenkirchen) einführte, stellte er ihm in seiner Rede spottend seinen Kollegen Büttner zum Beispiel vor. Büttner, der die Stichelreden empfand, gerieth gleich in Feuer, langte von sich, und schlug dem Superintendenten die Perücke vom Kopf“ (Scherder, Nachrichten, 2. Band). Erst Büttners Nachfolger, der Magister Christoph Heinrich Ficker, der das Rektorat von 1783 bis 1787 verwaltete, leitete eine neue Blütezeit der Schule ein,

Die Altenbrucher Schule kann sich einer verhältnismäßig langen Geschichte rühmen. Bereits aus dem ausgehenden 16. Jahrhundert sind Namen und Einkommensverhältnisse einzelner Schulmeister und Schuldienere bekannt. In fast lückenloser Folge lassen sich etwa vom Beginn des Dreißigjährigen Krieges an die Namen der beiden Präzeptoren feststellen, des Rektors, der die Lateinische, und des Kantors, der die sogenannte Teutsche Klasse führte. Das Altenbrucher Archiv besitzt noch eine Anzahl alter Vokationsurkunden dieser Schulmänner, oft in künstlerischer Aufmachung geschrieben. Schulordnungen aus den Jahren 1685, 1704, 1746 und später sind noch vorhanden, in denen ausführlich die Aufgaben und Pflichten und auch die Einkünfte des betr. Präzeptors festgelegt sind. Wir können uns mittels der Archivakten einen Einblick in die Arbeit, teils auch die Lebensschicksale der „Schuldienere“ und die Entwicklung der Schule verschaffen.

die unter den Rektoren Johann Heinrich Christian Limmer (1787–1799) und Christoph Carl Christian Richers (1812–1828) besondere Höhepunkte erreichte.

Es ist nicht festzustellen, ob zwischen dem allgemeinen Absinken der Moral in Kriegszeiten und dem Niedergange der Altenbrucher Schule gewisse Zusammenhänge bestanden. Das abenteuerliche Schicksal des Altenbrucher Rektors Mag. Ch. H. Ficker konnte sich so wohl nur in solchen unruhigen Zeitläuften abspielen, wie sie Kriegs- und Nachkriegszeiten hervorbringen. Über seine Lebensschicksale unterrichtet der Altenbrucher Chronist Johann Scherder, einst Nebenschullehrer im Altenbrucher Westerende, später Kirchspiel-schreiber in Altenbruch, in Band 2 seiner „Biographischen Nachrichten von den Regenten des Landes Hadeln und von den im Lande Hadeln angestellt gewesenen geist- und weltlichen Offizianten“.

Scherder, geboren am 11. April 1768 in Döringwerth (Ortsteil von Neuenkirchen) im Lande Hadeln, stammte aus einfachsten Verhältnissen; er hatte sich autodidaktisch fortgebildet, besonders auch unter Anleitung des Schultheißen Kopf in Lüdingworth. Von Michaelis 1787 bis Ostern 1790 war er Hauslehrer bei dem Altenbrucher Schultheißen Hinrich Wilhelm Beym Graben. Ficker war im April 1787 im Alter von 45 Jahren gestorben. Es kann vermutet werden, daß Scherders Fickers Selbstbiographie durch den Schultheißen kennengelernt hatte. Es folgen hierunter die Mitteilungen Scherders über den Rektor Mag. Ficker und dessen Selbstbiographie:

Er war ohne Geld und Wäsche

„M. Christoph Heinrich Ficker, eines Brauers Sohn aus Leipzig, ward vocirt den 16. Oktober 1783. Ihm ward an Salair angewiesen: ein Wohnhaus und kleine Scheure; 200 Mk Gehalt; die Legate; ein kleiner Garten; statt des ehemals genossenen halben Schulgeldes von den Juraten 60 Mk und vom Kantor 10 Mk; die Hälfte des Leihengeldes. Seine frühere Geschichte ist nicht bekannt. Seine spätere Geschichte hat er selbst geschrieben in der Absicht, sie drucken zu lassen. Sie ist aber nicht gedruckt worden. Nach dieser seiner Selbstbiographie reiste er als ein alter Kandidat, der in seinem Vaterlande keine Beförderung hatte finden können, den 17. November 1776 von Leipzig, um sich um eine vakante Informatorstelle, zehn Meilen davon zu bewerben. Er war ohne Geld und Wäsche und hatte weiter keine Kleidung, als die er auf dem Leibe trug. Da er fand, daß die Informatorstelle schon besetzt war, ging er nach Halle, um als Lehrer beim Waisenhaus angestellt zu werden; auch hier erreichte er seinen Zweck nicht.“

Zwen 23. November reiste er in Gesellschaft eines reisenden Flötenspielers von Halle, kam am 4. Dezember nach Wörlitz, woselbst der Tonkünstler sich hören ließ; von hier reiste er weiter, kam irgendwo zu einem Professor, dem er ein zum Druck bestimmtes Werk ins Reine schreiben mußte; dieser empfahl ihn einem Advokaten, bei welchem er acht Tage kopierte. An diesem Orte wurden ihm Hofmeisterstellen angetragen, er schlug sie aber aus, weil er als Fremder keine Hoffnung hatte, im Preussischen angestellt zu werden. Sein Reisegefährte gab hier ein Konzert, und er schrieb die Avertissements.

Mit zwei Dukaten beschenkt ...

Er kam am 23. Dezember nach Wollmirstadt, predigte daselbst einige mal, reiste von

da nach Burgstall in tiefem Schnee, fuhr den folgenden Tag nach Stendal, mußte hier acht Tage bleiben, weil seine Füße erfroren waren, ging von da nach Tangermünde, und am Abend nach Stendal zurück, wo er im Schnee stecken blieb und von einem Bauern gerettet wurde. Als er einige Tage in Stendal bey einem kranken Prediger verweilt hatte, ging er zu Fuß nach Salzwedel, predigte hier, reiste von da nach Liegau; es regnete den ganzen Tag, und er wurde gänzlich durchnäßt; den folgenden Tag ging er nach Grabau, von da nach Dömitz an der Elbe. Als der Kommandant der Festung erfuhr, daß er in Leipzig studirt hatte, ließ er ihn fordern und fragte: ob er Gellert gekannt habe? Da er erwiderte, daß er ihn nicht nur gekannt habe, sondern ein Schüler von ihm sey, ward er vom Kommandanten zu Tische gebeten und mit zwey Dukaten beschenkt.

Von Dömitz reiste er über Edenau nach Ludwigslust, hier wurde er mit dem Leihusaren der Fürstin bekannt. Auf dessen Zureden schrieb er ein Gedicht auf den Geburtstag der Fürstin.

Er reiste damit nach Schwerin, um es auf Atlas drucken zu lassen, kam aber unverrichteter Sache zurück, weil die Druckkosten seinen Kassenvorrath überstiegen. Er siegelte indessen sein Gedicht, nachdem er es sauber abgeschrieben hatte, ein, und ließ es überreichen.

... auch mit Konfekt und einer Bouteille Wein

Am folgenden Tage wurde er aufs Schloß gefordert. Der Herzog ging auf ihn zu und fragte ihn: ist er wirklich ein Schüler von dem berühmten Gellert? Als er dies bejahte, indem er sich vor dem Fürsten niederwarf und ihm den Rock küßte, fragte der Herzog nach verschiedenen Lebensumständen des Professors Gellert, entließ ihn sodann, und ließ ihm ein Geschenk von zwey Dänischen Dukaten reichen, auch mit Konfekt und einer Bouteille Wein aufwarten.

Von Ludwigslust ging Ficker zu Fuß nach Neustadt, von da nach Parchim; hier fand er einen Preussischen Husarenoffizier, den er auf Universitäten hatte kennen lernen, dieser behielt ihn vier Tage bei sich; von hier reiste er zurück nach Schwerin, wurde daselbst mit einem Licentiaten bekannt, bey welchem er einige Wochen logirte. Dieser machte ihm vieles Vergnügen und stellte verschiedene kleine Reisen in seiner Gesellschaft an.

Sie reisten einmal zusammen nach Wismar, woselbst der reisende Virtuose sein Wesen trieb, kamen mit demselben in eine große Gesellschaft, worinn stark getrunken und gespielt wurde. Ein paar Officiere verunreinigten sich. Der eine dringt, weil er betrunken ist, mit entblößtem Degen auf Ficker ein, in der Meynung, seinen Feind vor sich zu haben. Ficker reterirt und entfernt sich mit dem Licentiaten. Sie hören am folgenden Tage, daß nach ihrer Entfernung zwey Personen erstochen und vier tödlich verwundet worden.

Händel mit dem Wachsoldaten

Ficker, aus Besorgniß, daß er dieser Geschichte halber vorgeladen und zur Rede gestellt werden könnte, nahm stillschweigend Abschied aus Schwerin und ging zu Fuß nach Lübeck. Beym Eintritt in Lübeck bekam er Händel mit dem wachhabenden Soldaten. Durch diese Veranlassung ward Ficker mit fünf Offizieren bekannt, die ihn freundschaftlich aufnahmen, mehrere Wochen aufs beste bewirtheten und ein Unterkommen für ihn suchten.

Da sich keine Gelegenheit in Lübeck ergeben wollte, eine Informatorstelle zu erhalten, reiste Ficker von Lübeck nach Hamburg, ward auf dieser Reise von einem Räuber angefallen und seines Geldes beraubt. Er suchte Unterstützung von den Predigern und kam endlich in Hamburg an. Hier konnte er aber kein Unterkommen finden, hörte aber, daß einige Ritzebütteler Bürger einen Kandidaten zum Lehrer ihrer Kinder suchten. Er wandte sich an den Beauftragten und wurde angenommen.

Er mußte viermal umsonst predigen

Er trat Ostern 1777 seine Stelle in Ritzebüttel an, blieb bis Michaelis 1778 daselbst, ward sodann Hauslehrer bei dem Rittmeister Hoyer in Kadenberg, bis Michaelis 1779, kam von da nach Oberndorf als Hauslehrer, wo er bis Michaelis 1780 blieb. Hierauf ward er Hauslehrer bei dem Pastor Lauch in Osterbruch, erhielt daselbst 100 Mk Gehalt und alles frey, mußte aber fünf Kinder unterrichten und viermal umsonst predigen. Er blieb nur ein Jahr in Osterbruch und verdiente 120 Mk mit Predigen. Während seines Aufenthalts in hiesiger Gegend meldete er sich

Ein Leben reichen Schaffens

Zum Tode von Willy Klenck

zu den in Nordleda und Neuenkirchen vakant gewordenen Predigerstellen, wurde aber nicht erwählt. Von Osterbruch kam er nach Altenbruch zu dem Kirchspielschreiber beim Graben, dessen Stiefsohn Ahmke er unterrichtete, übernahm überher alle Predigten des Archidiakons Schröder, der Alters und Schwachheit wegen nicht mehr predigen konnte, für 150 Mk. Sein Eleve Ahmke starb ein halbes Jahr darauf.

Ficker ging hierauf zurück nach Ritzebüttel, gab daselbst Unterricht in einigen Häusern, und behielt die Predigten für den Archidiakon Schröder bey, übernahm auch viele Predigten für die Prediger im Amte Ritzebüttel. Einstmal hielt er drei Predigten auf einem Sonntag, nemlich des Vormittags in Groden und in Altenwalde und des Nachmittags in Altenbruch. 1782 meldete er sich zur Adjunktur des Superintendenten Langenbeck in Altenbruch, kam aber nicht einmal zum Aufsatze. Im folgenden Jahre ward er zum Rektor der Schule in Altenbruch erwählt.

Er verheiratete sich mit Anna Georgine Catharina Schaar, Tochter des Landmannes Johann Georg Schaar aus Westerende-Otterndorf, und Rebecca Schütt, gebornen Oetcke, geboren am 7. Juni 1763. Er starb 1787 und wurde am 20. April begraben, alt 45 Jahre. Er hinterließ zwei Töchter, die nach der Zeit von ihren Großeltern aus Leipzig beträchtlich erbten."

Hinrich Alpers, Altenbruch



Willy Klenck (links) bei der Verleihung des Bundesverdienstkreuzes am 20. Januar 1956. Rechts Oherkreisdirektor Büning, Otterndorf

Vor kurzem haben sie ihn zu Grabe getragen, den Lehrer und Forscher Willy Klenck. In seiner jahrzehntelangen Wirkungsstätte, der Schule in Nindorf, hatten sie ihn aufgebahrt. Sein Wunsch war es gewesen, in diesem Ort zur letzten Ruhe gebettet zu werden, als wolle er immer wieder weit über das Land schauen, dessen Geschichte er erschloß. Viele waren gekommen, ihm das letzte Geleit zu geben. Leitende Persönlichkeiten des Hadler Kreistages und der Kreisverwaltung, Vertreter der Regierung und selbstverständlich auch des Heimatbundes und — die Menschen seiner Heimat, die ihn kannten, achteten und ehrten. Nun ruht Willy Klenck in der Erde, aus deren Funden er das Bild der Vorfahren in diesem Lande formte. Sein Werk aber steht über dieser Erde, denn es wird unvergänglich in der Zukunft sein. Vielleicht können wir heute noch gar nicht richtig ermessen, was sein so reiches und vielfältiges Schaffen für uns bedeutet. Aber wenn im Zuge der immer weiter voranschreitenden Entwicklung in gar nicht mehr so ferner Zeit auch die letzten Spuren und Zeugen der Vergangenheit ausgelöscht sein werden, dann wird das Werk dieses stillen Forschers doch noch immer alle Fragen beantworten, die wir an die Jahrhunderte und Jahrtausende vor uns richten.

Willy Klenck wurde am 29. September 1890 in Mulsum im Landkreis Wesermünde als Sohn eines Bauern geboren. Nach Beendigung seiner Ausbildung auf dem Lehrerseminar in Bederkesa trat er seine erste Schulstelle in Nindorf bei Lamstedt, im damaligen Kreis Neuhaus an der Oste, an. Hier blieb er, mit kurzer Unterbrechung während des ersten Weltkrieges, bis zum Jahre 1939, war für einige Jahre in Lüneburg tätig und kehrte 1947 in die Börde Lamstedt, nach Mittelstenahe, zurück. Im Jahre 1955 trat er mit Erreichen der Altersgrenze in den Ruhestand und siedelte nach Lamstedt über.

Neben seiner Tätigkeit als Lehrer und Erzieher war Willy Klenck unermüdlich als Forscher tätig, und zwar auf den vielfältigsten Gebieten. Seine Arbeiten lassen nicht nur kaum zu überbietenden Fleiß, sondern auch das Erfassen der Gesamtgeschichte seiner Heimat erkennen. Früh schon fand er Anschluß an bekannte Wissenschaftler, die ihm uneingeschränkt Achtung und Anerkennung zollten.

Willy Klenck ging bei der Erforschung seines Heimatraumes — seit 1924 war er Kreiskulturpfleger — ganz systematisch vor und schuf in mühseliger Kleinarbeit die Grundlagen für seine Werke. Im Jahre 1929 erschien sein erstes Buch in Zusammenarbeit mit Professor Dr. Walter Scheidt aus Hamburg unter dem Titel „Geestbauern im Elb-Weser-Mündungsgebiet“. Dieses Werk fußt auf den rassekundlichen, volkstumskundlichen, kulturellen

und bevölkerungsbiologischen Erhebungen in der Börde Lamstedt. Ebenfalls im Jahre 1929 erschien das von Willy Klenck allein herausgegebene Werk „Heimatkunde der Börde Lamstedt“, das die geschichtliche Entwicklung dieses Raumes aufzeigt.

Das umfassendste Werk seines Lebens gab Willy Klenck im Jahre 1957 unter dem Titel „Heimatsbuch des ehemaligen Kreises Neuhaus an der Oste“ heraus. Auf 561 Seiten gibt dieses Werk, genau mit Zahlen belegt und streng wissenschaftlich gewertet, auf allen Gebieten Auskunft über diesen Raum, sei es bevölkerungsbiologisch, geologisch, kulturell oder in seiner politischen und wirtschaftlichen Entwicklung. Es besteht für keinen Teil des Kreises Land Hadeln ein ähnlich umfassendes Werk.

Und schließlich hatte Willy Klenck jetzt noch das Werk über seinen Geburtsort, das „Dorfbuch von Mulsum“, fertiggestellt. Die Zusage war ihm bereits gegeben, daß es von Dr. Friederichs in Frankfurt am Main in der Schriftenreihe der Orts-sippenbücher verlegt würde.

Viele begonnene Arbeiten von Willy Klenck liegen noch im Manuskript vor. Sie werden für manchen Forscher in der Heimat wertvolle Grundlage für die Arbeit sein können. So hatte er sich intensiv mit den Erzählungen und den Sagen seiner Heimat beschäftigt, wobei er sehr wohl wußte, welche echt und welche nachträglich erdichtet waren. Auch die Gründung der Lamstedter Volkstumsgruppe ist sein Werk, denn es galt ihm viel, die Trachten, sie werden heute noch von älteren Einwohnerinnen der Börde getragen, in ihrer schlichten Schönheit zu erhalten.

Am 20. Januar 1956 wurde Willy Klenck vom Bundespräsidenten in Anbetracht seiner außergewöhnlichen Verdienste um die Heimatforschung das Bundesverdienstkreuz verliehen. Zahlreiche Ehrungen wurden ihm außerdem im Laufe der Jahre zuteil. —

Ein erfülltes Leben ist beendet. Ein Leben, das sich in der Stille und der Abgeschiedenheit des weiten, flachen Landes am Rande der Nordsee entfaltete zu einer Größe und Vollkommenheit in seiner Art, wie wir es selten vor uns sehen. Stets blieb Willy Klenck bescheiden. Nie begnügte er sich mit einem Erfolg. Sein rastloses Suchen und Forschen galten der Wahrheit und dem Erkennen alles dessen, was einmal war und doch für unser aller Dasein heute noch bestimmend ist. Er wußte, daß wir nur ein Glied in der Kette des Lebensringes sind. Er versuchte, den Anfang dieses Ringes zu ergründen, um uns aufbauend den weiteren Weg zu weisen. Und er hatte sich die Achtung vor dem bewahrt, was die Vorfahren geschaffen haben. Er hat seiner Heimat einen Dienst erwiesen, den ihm noch die nachfolgenden Generationen danken werden.

Hans Lefevre, Osten



Bei den alljährlichen Zusammenkünften der „Männer vom Morgenstern“, den Hauptversammlungen, wird man nicht nur vom Vorstand über die umfangreiche Arbeit unterrichtet, sondern hört auch manchen lehrreichen Vortrag. Der persönliche Kontakt mit den vielen Heimatfreunden gibt Anregungen für die weitere Arbeit. Unsere Bilder zeigen Ausschnitte aus der letzten gutbesuchten Zusammenkunft am 6. Juni d. J. in Cuxhaven. Von links nach rechts: Dr. Siebs eröffnet die Hauptversammlung. Ein Blick in den schmucken Saal in Dölles Hotel, in dem die Heimatfreunde sich versammelt hatten.